

Dietmar R. Horbach

Ambrosius rettet die Firma



Roman

Etwas nervös sitze ich in meinem Wohnzimmer und erwarte meinen Besuch. Wir hatten uns für heute verabredet. Ich trinke bereits die dritte Tasse Kaffee, und spüre schon einen kleinen Koffeinrausch, der meine Sinne ankurbelt, und alles in mir in Bewegung bringt.

Da klingelt es. „Endlich“, denke ich und springe auf. Dann eile ich an die Tür und öffne.

„Hallo, da sind Sie ja“, begrüße ich meinen Gast und reiche ihm meine Hand. „Ich freue mich, dass Sie unseren Termin wahrnehmen konnten.“

Dann führe ich meinen Besucher ins Wohnzimmer. Nachdem er seine Garderobe abgelegt hat, biete ich ihm einen Platz in meinem Lieblingssessel an. Ein kurzer Austausch von Nettigkeiten und allgemeinem Wortgeplänkel, lässt mich, nachdem ich meinem Gast ebenfalls einen Kaffee angeboten habe, zur Sache kommen.

„Da Sie so sehr interessiert sind, meine Geschichte zu hören, lege ich dort los, wo meine Erinnerungen beginnen. Die ersten fünf Jahre meines jungen Lebens verbrachte ich bei meinen Großeltern. Mein Name ist Ambrosius, Ambrosius Nettelbeck. Ein fürchterlicher Name, finden Sie nicht? Ich jedenfalls, habe mir in den ersten Jahren meines Lebens keine Gedanken darüber gemacht. Das kam erst später.“

Mein Großvater, von dem ich übrigens diesen sonderbaren Vornamen geerbt habe, war ein stattlicher, großer Mann, dessen ernstes Gesicht von einem, schon fast weißen, Bart geziert wurde. Sein Haar, das bereits an seinem Hinterkopf eine kahle Stelle aufwies, war ebenfalls schlohweiß. Er wirkte auf mich immer wie der Weihnachtsmann. Jedenfalls

stellte ich ihn mir so vor, nachdem ich, mit drei Jahren, Kenntnis über dessen Dasein erlangt hatte.

Meine Oma, die beste von allen Omas in der Welt, war weichherzig und freundlich. Ihr graues Haar trug sie in einem Knoten hinten gebunden, das ihr warmes Gesicht, mit seinen sanften, braunen Augen betonte. Für mich war sie eine Bilderbuchoma. Wenn ich traurig war, drückte sie mich immer an ihren weichen, fülligen Busen, an dem ich Ruhe und Erquickung fand, bis ich meist eingeschlafen war.

Kurzum, mein junges Kinderleben war von Freude und Harmonie erfüllt, bis es, nach meinem fünften Geburtstag, ein jähes Ende fand. Ich erinnere mich noch ganz genau.

Meine Großeltern und ich saßen zur Mittagszeit am Küchentisch und aßen Suppe, die Oma stundenlang vorher gekocht hatte. Es roch schon den ganzen Morgen nach den köstlichen Zutaten, Lauch, Petersilie und Möhren, mit denen sie ihre Suppe immer anreicherte. Ich schlürfte die Suppe von meinem Löffel, da sie noch ziemlich heiß war. Der ernste, strafende Blick von Opa Ambrosius, ließ mich bei meinem Vorhaben stillehalten. Erschrocken blickte ich auf sein Gesicht, da ich merkte, dass ihm das nicht gefiel. Da klingelte es. Wir sahen uns alle erstaunt an.

„Nanu, um diese Zeit“, murmelte Oma und erhob sich etwas schwerfällig. Dann schlurfte sie zur Tür. Kurz darauf hörte ich einen Ausruf des Erstaunens und die

Worte meiner Oma: „Was willst du denn hier?“ ließen mich raten, wer da wohl gekommen war. Nach einer kurzen Pause ertönten Schritte auf dem Flur, und eine junge Frau, die mir weitgehend unbekannt war, trat, gefolgt von Oma, in die Küche. Sie stürzte auf mich zu, umarmte mich, drückte mir

einen feuchten Kuss auf die Wange und sagte: „Na, mein Engel, wie geht es dir?“

Ich wischte die feuchte Spucke von meiner Wange und starrte die Frau wohl mit einem Blick an, der sie hell auflachen ließ. Dann drückte sie mich wieder an sich. Hilfesuchend blickte ich Oma an. Opa war inzwischen aufgestanden und trat hinter die junge Frau. „Was treibt dich hierher? Wenn du kommst, bedeutet das nichts Gutes!“

Nun erhob sich die junge Frau. Das Lachen war aus ihrem Gesicht gewichen. Enttäuscht drehte sie sich zu Opa um und sagte, wobei sie ihre Augen, zu einem schmalen Schlitz, zusammenkniff: „Dass du kein liebes Wort für mich hast, Vater, ist mir klar. Doch ich will euch nicht lange behelligen. Ich will nur meinen Jungen holen, dann bin ich wieder verschwunden.“

Ein Aufschrei des Entsetzens kam aus dem Mund meiner Oma: „Jesses, bist du verrückt geworden? Das geht gar nicht, dass du uns den Jungen wegnimmst.“ Dann breitete sie ihre Arme nach mir aus, und ich flüchtete mich schutzsuchend hinein. Nun blickte ich die Frau mit einem Blick an, der meine Abneigung zeigen sollte. Ich fand, sie war eine Hexe, die mich verzaubern und verschlingen wollte.

Da ergriff Opa wieder das Wort: „So, so! Du meinst also, du kannst so mir nichts, dir nichts den Bub mitnehmen, und uns vor vollendete Tatsachen stellen?“ Dann schüttelte er sein weißes Haupt, das die Haare hinten hin und her wedelten. „Das geht so nicht! Da machen wir nicht mit.“

Die Frau blickte nun etwas zweifelnd vor sich hin und setzte sich zögernd auf den nächsten Stuhl. Es war meine Mutter, wie ich später erfuhr. Sie blickte jetzt zornig auf meine

Großeltern. Dann sah sie mich an und sagte: „Komm her, Ambrosius. Wir gehen hier weg. Ich habe jetzt eine schöne Wohnung, wo es dir sicher gefallen wird. Hol deine Sachen, beeil dich.“

Ich schüttelte meinen kleinen Kopf. Niemals würde ich mit dieser Frau mitgehen. Sollte sie doch hingehen, wo der Pfeffer wächst. Das hatte ich mal von Opa gehört, und irgendwie fand ich, dass es jetzt hierher passte. Zunächst legte sich ein lähmendes Schweigen auf alle Personen. Ich blickte fragend auf Oma und hoffte, von ihr eine Bestätigung zu erhalten, dass ich bleiben könnte. Doch es kam anders. Nachdem sich alle Gemüter ein wenig beruhigt hatten, unterhielten sich Oma und ihre Tochter in ruhiger Atmosphäre, wobei jeder seine Meinung darlegte. Der Opa war derweil verschwunden, weil er das Theater, wie er es meinte, nicht weiter mit ansehen wollte. Die Zeit schien für mich stillzustehen, und ich betete, dass ich bei den Großeltern bleiben dürfte. Doch irgendwie schien mein Gebet nicht im Himmel angekommen zu sein. Die beiden Frauen schwiegen plötzlich und sahen mich an. Dann sagte Oma, wobei sie sich eine Träne fortwischte, die sich auf ihrem breiten Gesicht verirrt hatte: „Gelt, Ambrosius, jetzt gehst mit der Mama, und wenn du kannst, kommst uns besuchen.“ Oma und meine Mama halfen mir, einen kleinen Koffer mit meinen Sachen zu pakken. Ich sah ein, dass ich mich auf der Verliererseite befand und beschloss, keinen weiteren Protest mehr einzulegen. Irgendwann würde es sich finden, von dieser Frau wieder abzuhauen.

Dann drückten sich die Frauen zum Abschied, wobei, bei beiden die Tränen flossen, was mich veranlasste, ebenfalls zu weinen. Dann verabschiedete sich meine Mutter, nahm mich an die Hand, und schon standen wir beide auf der Straße. „Komm Ambrosius“, rief meine Mutter und zerrte

mich nach links. „Da hinten kommt der Bus. Den müssen wir nehmen.“

Als wir dann im Bus saßen, zog meine Mutter einen Lutscher aus ihrer Manteltasche, wickelte ihn aus und gab ihn mir. Der süße Lutscher brachte wieder ein wenig Gleichgewicht in mein durcheinander gewirbeltes, kleines Leben, das durch den stürmischen Besuch meiner Mutter, und den rüden Abschied von Oma und Opa, erheblich ins Wanken geraten war.

Nach einigen Stunden Fahrt, ich war inzwischen eingeschlafen, schüttelte mich meine Mutter wach und rief: „Ambrosius, wach auf! Wir sind da.“ Dann zerrte sie mich, ich stolperte mehr als ich lief, aus dem Bus, und bald darauf standen wir vor einem alten Haus. „So“, sagte Mama, so nannte ich sie auch später, „hier wohnen wir beide.“

Ich zweifelte an ihren Worten, denn ich konnte mir nicht vorstellen, hier zu wohnen. Ich wollte nur zu meinen Großeltern zurück.

Als ich dann im Bett lag, weinte ich still in mein Kissen. Ich hasste dieses Haus und diese Frau und nahm mir vor, beide so schnell wie möglich, zu verlassen. Dann bin ich wohl eingeschlafen.

Am nächsten Morgen musste ich früh aufstehen, denn Mama musste zur Arbeit. Ich war es gewohnt, von Oma ganz zärtlich geweckt zu werden, wobei ihr immer der Duft von frischem Kakao voranging. Doch heute Morgen erklang zwar eine freundliche Stimme, aber sie war irgendwie fordernd. Das war ich nicht gewohnt. So stellte ich mich stur und tat so, als ob ich noch schliefe. Aber es half alles nichts. Ich musste hoch. Gähnend und mich streckend, stand ich auf und lief ins Bad.

Dann war ich es gewohnt, ausgiebig zu frühstücken. Doch Mama sagte nur: „Du kannst bei Elvira frühstükken, die wartet schon auf dich.“ Ich blickte sie an und verstand sie nicht.

Dann war es soweit. Mama musste aus dem Haus. Sie zerrte mich wieder an meinem Arm die Treppe hinunter und rief immer: „Schnell, Ambrosius! Mach doch, ich komme sonst zu spät.“ Diese Situation brannte sich in mein kleines Hirn ein, denn es war jeden Morgen die gleiche Prozedur. Auf der Fahrt zu dieser Frau, erzählte mir Mama, wer Elvira war.

Sie war eine Freundin von Mama, die immer auf fremde Kinder aufpasste. So kamen wir abgehetzt bei ihr an. Mama klingelte Sturm, während von drinnen Schritte zu hören waren, und eine helle Stimme rief: „Moment! Ich komm ja schon, kann doch nicht hexen.“

Dann wurde die Tür geöffnet und eine lachende Frau, mit wehenden blonden Haaren und leuchtenden Augen, öffnete. Vor mir stand eine Fee, wie aus einem der Märchen, die mir Oma immer vor dem Schlafengehen vorgelesen hatte.

Dann war ich allein mit Elvira auf dem Flur, denn Mama war schon längst wieder gegangen. „Ich führe dich jetzt zu Kim und Rosi. Mit denen kannst du sicherlich toll spielen“, hörte ich meine Fee sagen, und dann standen wir vor zwei kleinen Mädchen, die mich ganz erstaunt anschauten, als hätten sie noch nie einen Jungen gesehen.

So ging das fast ein Jahr lang. Morgens zu Elvira und den blöden Mädchen, wie ich später fand, denn sie konnten nicht richtig spielen und standen der Fantasie eines Fünfjährigen nur im Wege. Nachmittags ging es dann zurück, im Eiltempo, nach Hause. Denn auf Mama wartete dort wieder Arbeit, wie sie immer sagte. Mein Leben hatte sich total

verändert. Es war nicht mehr das geruhsame, freudige Dasein, das ich einmal bei Oma und Opa hatte. Ich vermisste mein anderes Leben sehr.

Der zweite Schock, der mich als kleinen Bub durcheinander wirbelte, war mein Schulanfang. Mama hatte schon Monate vorher versucht, mich darauf einzustimmen. Doch irgendwie machte ich mir wohl die falschen Gedanken, denn, als es soweit war, war ich maßlos enttäuscht.

Wir standen mit anderen Müttern und deren Kindern zusammen, die genauso verwundert die anderen Kinder betrachteten, die um uns herumtobten, wie ich. Dann kam zuerst ein Mann zu uns, der mir schien, als wäre er mein Opa und redete auf uns ein. Es klang wie ein Gewitter, das nicht aufhören wollte. Dann trat eine junge Frau auf uns zu. Es war Frau Sanders, unsere Lehrerin, wie sich später herausstellte.

Auf einmal saßen wir Kinder mit ihr in einem Raum, der das Klassenzimmer war. Frau Sanders redete und lachte, sie redete und lachte, doch ich wusste beim nach Hause gehen nicht mehr, was sie gesagt hatte. Es ging mir alles zu schnell.

Am zweiten Tag passierte es. Wir spielten in der Pause auf dem Schulhof. Da kamen drei Jungs angerannt, bauten sich vor uns auf, und der Größte fragte mich plötzlich: „Wer bist du denn? Wie heißt du?“ Als ich ihm gehorsam, wie ich es gewohnt war, antwortete: „Ich heiße Ambrosius“, blickten sich die drei Jungen an und begannen schallend zu lachen. Sie hörten gar nicht wieder auf und zeigten mit dem Finger auf mich. „Ambrosius“, ha, ha, ha, ha. „Was is'n das für'n blöder Name? Aus dir wird wohl nie was.“

Ich wurde wütend. Zum einen über meinen blöden Namen, dann über meinen Opa, von dem ich ihn geerbt hatte. Als nächstes auf die blöden Jungs, die mich auslachten und bloßstellten. Ich ging auf den großen Jungen zu und trat ihm mit voller Wucht vor sein Schienbein. Er brüllte laut auf und hielt sich vor Schmerzen sein Bein. Die beiden anderen hatten aufgehört zu lachen und blickten nun entsetzt auf mich. Dann rannten sie alle weg, und ich blieb allein. Ich fühlte so etwas, wie einen Sieg errungen zu haben. Doch das Donnerwetter folgte auf dem Fuß.

Frau Sanders hatte von meinem Angriff gegen den Jungen erfahren und rügte mich vor der ganzen Klasse. Das gefiel mir überhaupt nicht. Irgendetwas wie Scham kam in mir hoch, und ich habe danach nicht mehr am Unterricht teilgenommen. Ich saß mit verschränkten Armen auf meinem Platz und starre wütend auf den Tisch, an dem ich saß. Die Welt um mich herum existierte nicht mehr. Ich wollte nur noch nach Hause, zu Oma und Opa.

Als ich Mama von meinem Erlebnis in der Schule zu Hause erzählte, meinte sie nur: „Das, mit deinem Namen, wirst du noch öfter hören. Mach dir nichts draus. Das musst du eben tragen. Aber, dass du den anderen Jungen sofort getreten hast, das geht nicht, hörst du?“ Ich nickte brav, und hatte es doch nicht richtig kapiert. Später, als ich in meinem Zimmer saß und darüber nachdachte, nahm ich mir vor, nicht so schnell jemand anzugreifen. Aber das mit dem Namen tragen, nee! Das wollte ich nicht.

Die nächste Attacke, als mich jemand nach meinem Namen fragte, war einige Wochen später. Der Junge, er hieß Karl, war einen halben Kopf kleiner als ich und hatte rote Pausbäckchen. Irgendwie mochte ich den kleinen Kerl. Er war, wie ich, allein. Denn keiner wollte mit ihm spielen. Ich zögerte mit meiner Antwort nach meinem Namen. Da hörte

ich einige Kinder, die auf dem Schulhof kriegen spielten: „He, Jörg! Komm und fang uns“, rufen. Da antwortete ich Karl, weil mir nichts Besseres einfiel: „Ich heiße Jörg.“ Er blickte mich an, lächelte ein wenig sonderbar und fragte: „Willst du mit mir spielen?“ Da ich nicht abgeneigt war, nickte ich, und wir rannten hintereinander her, und spielten kriegen, wie die anderen.

Es wäre soweit mit „Jörg“ in Ordnung gewesen, da Karl in eine andere Klasse ging, und wir uns nur auf dem Schulhof, in der Pause, trafen. Doch irgendwann, es mögen Monate später gewesen sein, kam Karl auf mich zu und machte ein böses Gesicht. Ich sah ihn an und fragte: „Was hast du?“ Da erzählte er mir, ohne mich dabei anzusehen, dass er bei uns zu Hause war.

„Du warst bei uns zu Hause?“ fragte ich. „Ja, und du warst nicht da“, antwortete er. „Doch“, erwiderte ich. „Nein“, sagte er, „deine Mama hat gesagt, hier wohnt kein Jörg. Hier wohnt nur Ambrosius. Du hast mich belogen.“

Ich seufzte tief. Dann sah ich, wie traurig Karl war. Er dachte sicherlich, nun ist es aus mit unserer Freundschaft. Da versuchte ich, ihn wieder fröhlich zu stimmen. „Weißt du“, antwortete ich und überlegte dabei, wie ich Karl das erklären konnte. „Stimmt! Ich habe gelogen. Aber, ich wohne da tatsächlich.“ Karl blickte mich überrascht an, als wollte er sagen: „Jetzt lügst du schon wieder.“ Doch ich erklärte ihm, dass mein Name tatsächlich Ambrosius war, und nicht Jörg. Weil ich eben, weil ich den Namen Ambrosius so blöd fand.

Da trat er auf mich zu, streichelte mich an der Schulter und sagte ganz lieb: „Das brauchst du nicht, Ambrosius. Ich finde diesen Namen schön. Sind wir noch Freunde?“ Als er das gesagt hatte, mochte ich Karl noch mehr. Ich lachte und

sagte: „Klar, Karl. Wir sind für immer Freunde, ja?“ Er nickte, und alles war wieder in schönster Ordnung. Von da ab nahm ich mir vor, immer die Wahrheit zu sagen, egal, was auf mich zukäme.

So hätten die Dinge weiterlaufen können. Denn in mir hatte sich eine gewisse Zufriedenheit mit meinen Lebensverhältnissen entwickelt, in denen ich jetzt lebte. Mama fand eine andere Arbeit, so dass ich nach der Schule mit ihr zusammen war, und nicht wieder zu Elvira und den kleinen Mädchen musste. Das war mir auch lieber, denn ich wollte lieber mit Jungs als mit Mädchen spielen.

Die nächste Sache, die mich umgehauen hatte, geschah eines Morgens, während des Unterrichtes. Frau Sanders hatte eine Liste, und in diese Liste wollte sie irgendwelche Namen eintragen. So fragte sie jeden der Schülerinnen und Schüler nach den Namen der Eltern und deren Beruf. Als sie bei mir angelangt war, fragte sie mich: „Ambrosius, wie heißt dein Vater?“ Ich blickte sie an, und wusste nicht, was ich sagen sollte. „Hörst du, Ambrosius? Wie heißt dein Vater und welchen Beruf hat er?“ Ich wusste gar nicht, was Frau Sander wollte. Die anderen Schülerinnen und Schüler blickten auf mich, und einige fingen schon an, zu kichern. Dann erhob ich mich, mit hochrotem Kopf, und sagte: „Frau Sanders, ich habe keinen Vater.“ Frau Sanders stutzte, blickte kurz aus dem Fenster, wahrscheinlich suchte sie nach einer Antwort, die dort draußen am Himmel stehen würde. Dann sagte sie, und ihre Stimme betonte ihre Worte: „Ambrosius, jedes Kind hat einen Vater. Nur du kennst ihn nicht. Frag' deine Mutter zu Hause. Sie wird es dir bestimmt sagen können.“ Das saß. Ich setzte mich und brütete still vor mich hin. Frau Sanders, rief die anderen Kinder zur Ordnung, da durch mein Verhalten eine Unruhe in der Klasse entstanden war. Aber ich dachte den Rest der Schulzeit darüber nach, warum ich keinen Vater hatte.

Da mich diese Gedanken auch auf dem Heimweg, und darüber hinaus, beim Mittagessen bewegten, muss ich wohl sehr gedankenverloren meine Suppe gelöffelt haben. Mama blickte mich an und fragte: „Na, Ambrosius. Du musst ja an einem schweren Problem kauen, so wie du aussiehst.“ Ich hatte gar nicht hingehört. Als sie den nächsten Vorstoß wagte, etwas aus mir herauszubekommen, sah ich sie wie von weitem an, und meinte: „Warum hab' ich keinen Vater?“ „Was?“, war ihre kurze Frage und dann stierte sie genauso zurück, wie ich sie vermutlich ansah.

„Warum habe ich keinen Vater?“ war meine erneute Frage. Es sah so aus, als würde Mama nachdenken. Dann sah sie mich an, wobei sich ein kleines Lächeln in ihr Gesicht stahl. „Weißt du, Ambrosius. Jeder Mensch hat einen Vater, und natürlich auch du.“ „Und wo ist er?“ „Mein Schatz“, fuhr sie fort. Wenn sie so anfing, dann wurde es immer spannend. „Mein Schatz, dein Vater war nur, wie soll ich es dir sagen? Er war eine vorübergehende Erscheinung.“ Ich muss ein wenig blöde ausgesehen haben, da Mama schon wieder lächelte. „Wir haben uns kurz kennengelernt, und dann war er auch schon wieder weg.“ „Und wie heißt er?“ wollte ich nun wissen. Mama dachte wieder angestrengt nach. „Mein Junge, das weiß ich nicht mehr. Auch weiß ich nicht, wie er jetzt aussieht.“ „Dann werde ich ihn ja nie kennenlernen“, antwortete ich und blickte ein wenig traurig drein. „Ach, weißt du?“ versuchte sie mich zu trösten. „Wenn es so sein soll, dann wirst du ihn eines Tages kennenlernen, glaube mir.“ Doch diese Worte konnten mich weder trösten noch beruhigen. Aber eines war klar, ich hatte einen Vater. Und wenn die anderen in der Klasse nochmal fragen würden, wer mein Vater sei, dann könnte ich mir etwas Tolles ausdenken. Und das tat ich auch. Von da an, war mein Vater Inhaber einer Fabrik und hatte sehr viel Geld. So stellte ich mir das jedenfalls vor.“

Nach diesen Worten blickt mich mein Gast mit einem leicht verkniffenen Gesicht an. „Hat es Ihnen nicht gefallen?“ ist meine sofortige Frage, die ich mir in Gedanken stelle und lege meine Stirn in Falten. „Kann ich mal?“ kommt es nun gepresst aus dem Mund meines Besuchers. „Kann ich mal ihr stilles Örtchen benutzen?“ „Natürlich“, rufe ich ihm zu, springe sofort auf und zeige ihm den Weg dahin. Ein paar Minuten später, höre ich das Wasser rauschen und mein Besucher tritt heraus. „Wissen Sie, ich habe noch einen anderen Termin. Vielleicht können wir uns an einem anderen Tag treffen, und Sie berichten mir weiter“, sagt er und läuft dabei zur Garderobe. Dann verabschieden wir uns, und ich bleibe mit meinen Gedanken allein zurück.

Es ist an einem Freitagnachmittag, kurz nach fünfzehn Uhr. Ich habe mir gerade eine schöne, lange Havanna angezündet und ziehe genüsslich den Rauch ein. Was für ein Duft! Dabei überlege ich, wann ich mir das Zigarrenrauchen angewöhnt habe. Es war - mal eben zurückrechnen - es war nach meiner Lehrzeit, nach meiner Lehrzeit in der Firma Kandelholz & Sohn. Der Chef, der alte Kandelholz war immer, wenn er die Abteilungen seiner Firma inspizierte, mit einer dicken Zigarre im Mund, die durch sein kräftiges Gebiss gehalten wurde, durch die Räume gelaufen. Und der Duft dieser Zigarre hatte mich schon damals, ich war wohl achtzehn, oder fast neunzehn, unwahrscheinlich inspiriert. So etwas wollte ich später auch machen.

Aber zurück, ich schieße zu weit vor. Diese Zeit kommt noch. „Wo bleibt denn mein Besucher? Er ist doch eigentlich immer pünktlich.“ Als diese Gedanken durch mein Gehirn ziehen und sich gleich wieder verabschieden, da klingelt es. „Na, also“, denke ich, „er hat sich ein wenig verspätet.“ Dann eile ich zur Tür, um sie zu öffnen. Wir begrüßen uns freudig. Dann nehme ich ihm den Mantel ab. Er schüttelt

sich. „Hier ist es schön warm. Da draußen fegt einem der Herbstwind durch die Glieder. Pfui Teufel!“ Dann geht er hinter mir her in das gemütliche Wohnzimmer. „Ich habe uns heute mal eine schöne Tasse heiße Schokolade machen lassen, wenn es Ihnen recht ist?“ sage ich dabei. Er nickt eifrig und wir machen es uns gemütlich. Während ich das heiße Getränk eingieße, schnuppert mein Besucher in die Luft. „Echte Havanna“, murmelt er dann und lächelt. „Hab' ich früher auch mal geraucht.“ Zunächst unterhalten wir uns über die aktuellen Dinge des Alltags und schweifen ein wenig ab, in die Tagespolitik. Doch dann besinne ich mich, dass mein Besucher ja hören will, wie es mir ergangen ist. Also, räuspere ich mich und komme auf das eigentliche Thema zurück, weswegen er gekommen ist. „Wir waren bei der Sache mit Ihrem Vater“, sagt mein Besucher interessiert und lächelt vor sich hin. „Ich würde zu gerne wissen, ob Sie ihn später wohl getroffen haben?“ meint er dann. Mein inneres Schmunzeln lässt ihn etwas ahnen, aber ich entgegne ihm: „Gemach, gemach! Warten Sie's ab. Sie eilen in der Geschichte voraus und das würde sie ja verderben, wenn ich vorgreifen würde.“ Er nickt und zieht nun auch an einer Zigarette, die ich ihm inzwischen gereicht habe. Dann fahre ich mit meiner Erzählung fort.

„Es gab wiederholt Gelegenheiten, meinen Klassenkameraden von meinem Vater zu berichten. Sie lauschten meiner Erzählung und ich schmückte die Sache immer mit großen Bildern aus. Bis ich zuletzt nicht mehr sicher war, was ich eigentlich gesagt hatte. Es war eines Nachmittags, an einem Kindergeburtstag. Ich wurde wohl gerade acht, oder so. Einer der Jungen, die ich eingeladen hatte, schaute sich alles bei uns zu Hause an. Dann wandte er sich an meine Mutter und sagte: „Na, dafür, dass Ihr Mann ein Fabrikant ist, sieht es hier aber ganz schön beschissen aus.“ Mama stutzte und blickte blöd wie ein Kalb, das nicht wusste, ob es Sonntag oder Donnerstag war.

Dann nahm ihr Blick wieder an Schärfe zu, und sie suchte mich. Ich versuchte, mich gerade auf die Toilette zu verdrücken. Aber, da stand sie schon hinter mir und zog mich ins Schlafzimmer. Wie gnädig, dass sie mich nicht vor allen Jungen und Mädchen abkanzelte.

„Was musste ich da gerade hören? Du hast den anderen erzählt, dein Vater ist ein Fabrikant?“ Mama war richtig wütend und es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte meine erste Ohrfeige bekommen. Zur Sicherheit hob ich meine Arme hoch, um den Schlag abzufedern.

Doch Mama beruhigte sich wieder und meinte: „Wär' ja nicht schlecht, wenn es so wäre. Aber merk' dir eines, mein lieber Ambrosius. Mit Lügen kommt man nicht durchs Leben. Da bleibt man auf der Strecke. Und die anderen, die anderen quälen sich nicht um dich. Hast du das verstanden?“ Ich nickte unverständlich und senkte meine Arme langsam wieder nach unten. Dann stand sie auf und verließ mich, ließ mich einfach stehen.

Irgendwie hatte ich plötzlich keine Lust mehr auf den Geburtstag. Ich rannte in mein Kinderzimmer und heulte mich einfach aus. Die anderen Kinder waren mir egal. Kurz danach wurden sie wohl von ihren Angehörigen abgeholt, und ich war allein. Das war mir eine Lehre mit dem Lügen und Aufschneiden. Ich erinnerte mich dunkel, dass ich mir schon einmal vorgenommen hatte, die Wahrheit zu sagen. Doch von nun an, hielt ich mich daran.

Ein halbes Jahr später kam ich von der Schule nach Hause und fand Mama in einem jämmerlichen Zustand vor. „Hast du geweint?“ fragte ich vorsichtig. Sie nickte und erzählte mir dann, dass Oma einen Brief geschrieben hätte. Darin stand, dass Opa verstorben war und die Beerdigung in drei Tagen sei. „Was?“ schrie ich, und die Tränen rannen mir über

das Gesicht. „Opa Ambrosius ist tot?“ Ich konnte es nicht fassen. Wieder wurde meine heile Welt zerstört. Und was soll ich sagen, es ist später noch öfter geschehen, dass meine Welt einen Riss bekam. „Aber das formt den Charakter“, hatte mein späterer Chef immer gesagt, wenn es wieder eingeschlagen hatte und das Schicksal es nicht gut mit einem meinte. „Gehen wir hin?“ fragte ich Mama nach einer Zeit stillen Weinens. Sie blickte mich ganz lieb an und sagte, indem sie mich in den Arm nahm: „Natürlich, gehen wir hin, Ambrosius. Wenn mir auch mein Vater in vielem nicht gefiel, und er sehr grob zu mir war, will ich ihm doch die letzte Ehre erweisen. Das bin ich ihm schuldig.“ Ich drückte Mama ganz tüchtig und ich hatte das Gefühl, dass ich sie auf einmal richtig liebhatte. Den nächsten Tag packten wir ein paar Sachen in den Koffer und machten uns per Bahn auf den Weg.

Nachdem sich Mutter und Tochter in den Armen lagen, begrüßte mich Oma mit den Worten: „Junge, Ambrosius, bist du aber groß geworden.“ Dann bat sie uns ins Haus. Es roch nach Kuchen und Kaffee. Bei der Trauerfeier und am Grab hatte der Pfarrer immer davon gesprochen, dass der alte Ambrosius Nettelbeck ein Fels in der Brandung war. Ich stellte mir vor, wie Opa mit seinen nackten Füßen im Wasser stand, und die Wellen immer gegen seinen massigen Körper klatschten. „Dann wär‘ er doch viel früher gestorben“, entfuhr es mir. „Der hätte doch das ewige Wasserklatschen gar nicht überlebt.“

Erst viel später begriff ich, dass es ein Sinnbild war, und der Opa sich eben, wie ein Fels in der Brandung, den Anforderungen des Lebens stellte und sie meisterte.

Wieder zu Hause, dachte ich darüber nach, dass nun der alte Ambrosius nicht mehr war. „Und der junge Ambrosius auch nicht mehr!“ rief ich. Denn ich konnte diesen Namen

nun mal nicht leiden. Am Abend sagte ich zu meiner Mutter: „Du, Mama! Ab sofort will ich nicht mehr Ambrosius heißen.“ Mama blickte mich an, als wäre ich von allen guten Geistern verlassen. „Und wie willst du jetzt heißen?“ fragte sie dann.

„Ich heiße ab sofort Ämber Nett“, wobei ich immer noch Amber schrieb. Mama sah mich wieder an, als hätte ich den Verstand verloren. „Ah, ha! Also Ämber Nett, da bin ich ja mal gespannt, wie du das durchziehen willst?“

Und ob ich das wollte. Und es ging gut. Allen in der Klasse erzählte ich, wie ich in Zukunft genannt werden wollte. Einige stimmten mir zu, andere schauten mich skeptisch und zweifelnd an, und ich glaube, einige hielten mich für verrückt. Sollten sie. Es störte mich nicht im Geringsten.

Ein paar Wochen später kam ein neuer Schüler in unsere Klasse. Seine Eltern waren aus beruflichen Gründen in die Stadt gekommen. Er machte auf mich einen positiven Eindruck, das heißt: Ich mochte ihn gleich. Das Verrückte war, er hatte einen genauso schrecklichen Namen wie ich: Er hieß Maximilian. Damit war er ebenso wenig einverstanden wie ich mit meinem. Aber ich greife der Entwicklung voraus.

Da alle Plätze in der Klasse, außer neben mir, besetzt waren, befahl der Lehrer ihm, sich neben mich zu setzen. Es war mir recht. Er kam an meinen Tisch, lächelte leicht und sagte: „Hallo, ich heiße Maximilian, aber nenn' mich bitte nicht so. Ich hasse meinen Namen.“ Dann setzte er sich hin, verstaut seine Tasche und wandte sich den Worten des Lehrers zu, da dieser den Unterricht wieder aufgenommen hatte.

In der großen Pause gingen wir zusammen in meine Ecke. Wir setzten uns auf eine Holzbank, und ich reichte ihm

meine Hand. „Was hältst du davon, wenn ich dich Mäx nenne?“ Er sah mich mit großen Augen an und legte seine Stirn in Falten. Dann erhellte sich sein Gesicht, und es schoss richtig aus ihm heraus: „Das ist ja super! Daran hab' ich noch nie gedacht. „Mäx“, ja das gefällt mir.“ Dann berichtete ich ihm von meinem Geheimnis. Er fand es toll, dass wir beide das gleiche Problem hatten. Und das schweißte uns irgendwie zusammen. Ein paar Wochen später, waren wir die dicksten Freunde. Und das blieben wir auch, sogar als er einige Jahre später die Stadt verließ, weil sein Vater bereits eine neue Arbeitsstelle irgendwo in dieser Welt angenommen hatte. Aber ich eile schon wieder vor.

Da wir beide älter wurden, verlagerte sich unser gemeinsames Interesse über alle möglichen technischen Dinge, die einen Jungen faszinieren konnten, zu durchaus natürlichen Elementen, die ihre Reize immer steigernder auf uns ausübten: das andere Geschlecht. Die Ansicht, Mädchen sind blöd, verschwand irgendwie im Nirvana und verwandelte sich in ein leuchtendes Bild positiver Energie, das uns immer mehr anzog und die Wertschätzung des weiblichen Anblicks immer mehr ausgestaltete. Wir fanden Mädchen auf einmal toll und interessant. Da weder Mäx noch ich, außer unseren Müttern, ein weibliches Wesen in unmittelbarer Nähe unseres Lebensraumes kannten, waren wir auf eigene Erfahrungen, die wir machten, und die Erfahrungen dritter angewiesen, wenn sie uns angeberisch daran teilhaben ließen.

Und die kamen reichlich. Manche Jungs aus unserer Klasse brüsteten sich, dass sie schon ein Mädchen geküsst hätten. Wir beide, Mäx und ich, sahen uns nur an, und unser Verlangen, das auch zu machen, wurde immer größer. Wir steigerten uns durch Worte in immer größere Fantasien hinein, die aber kein praktisches Ergebnis brachten.

In meiner Nachbarschaft wohnte eine Familie, die mich sonst nie interessiert hätte. Aber sie hatten eine Tochter, die so elf oder zwölf Jahre alt sein musste. Gerade das richtige für uns Buben, die schon ein paar Monate den dreizehnten Geburtstag hinter sich hatten.

Ein paar Mal, wenn Lucy mir begegnete, schaute ich sie besonders an. Sie gefiel mir nicht auf den ersten Blick, aber in meinen Gedanken wurde sie immer schöner. Das Dumme war, dass sie jedes Mal, wenn ich sie so ansah, mir die Zunge herausstreckte. Irgendwie schien sie mich nicht zu mögen. Als ich Mäx auf Lucy aufmerksam machte, war er ganz Feuer und Flamme. Er wollte unbedingt mit ihr sprechen, aber ich traute mich nicht, ihr so offen zu begegnen.

Eines Nachmittags, die Sonne schien schön warm, und es war bereits Mitte April, da spielten wir auf der Straße kriegen. Plötzlich öffnete sich die Haustür, und Lucy trat mit einem anderen Mädchen auf die Straße.

Ich blickte hinüber, und mein Atem stockte. Das andere Mädchen hatte lange, schwarze Locken und ein hübsches Gesicht, das mich total verzauberte. Mäx und ich blieben beide stehen, als sie an uns vorbeigingen und starnten sie an. Sie würdigten uns keines Blickes. Aber als sie an uns vorbei waren, kicherten sie und rannten fort.

Abends konnte ich nicht einschlafen. Im Wachtraum tauchte das andere Mädchen auf und ich warf mich unruhig hin und her. Als ich morgens aufwachte, fühlte ich unten alles feucht und klebrig. Schnell lief ich ins Bad und duschte mich ab.

In der Pause verzogen wir uns, Mäx und ich, in unsere Ecke, wo wir ungestört waren. Dann beratschlagten wir, wie wir mit den Mädchen in Kontakt kommen wollten. Von meinem

morgigen Erlebnis erzählte ich Mäx natürlich nichts. Irgendwie schämte ich mich. Doch Monate später erfuhr ich von ihm, dass er so etwas auch schon hatte. Er meinte, dass wäre ein Samenerguss gewesen und wir würden jetzt Männer. Irgendwie habe ich ihn ungläubig angesehen.

Doch zurück zu den Mädchen. Ich traf Lucy das nächste Mal im Kaufhaus an der Ecke. Ich wollte unbedingt wissen, wer das andere Mädchen war. So nahm ich all meinen Mut zusammen und sprach sie an. „Hallo Lucy, wer war das andere Mädchen neulich?“ platzte ich heraus. Sie stierte mich an, als wäre ich ein Geist. Dann lachte sie und sagte: „Das war meine Cousine Lara, warum?“ „Och, nur so“, antwortete ich. Irgendwie wurde es mir auf einmal heiß, und ich hatte das Gefühl, dass mein Kopf glühte. „Warum wirst du so rot?“ fragte Lucy. Dann wurde ihr Grinsen noch breiter. „Du magst sie“, sagte sie dann, „soll ich's ihr erzählen?“ „Nein!“ rief ich empört und wusste nicht weiter. „Was krieg' ich, wenn ich's nicht sage?“ fragte sie. „Einen Kuss von mir“, sagte ich, und plötzlich war mir alles egal. Ihr Gesicht wurde auf einmal schnippisch, und sie wechselte ihre Farbe wie ich vorher. „Du Idiot“, rief sie, „doch nicht hier.“ Dann drehte sie sich um und ließ mich zurück. Ich war erstarrt. Sie hatte mir keine runtergehauen, wie es bei Mädchen üblich war, wenn sie nicht mehr weiterwussten. Hatte sie nun ja gesagt? Ich beschloss, die Sache für mich zu behalten und Mäx nichts davon zu sagen, obwohl wir sonst keine Geheimnisse voreinander hatten.

Ich sah Lucy die ganze nächste Woche nicht. Auf einmal stand ein riesiger Möbelwagen vor dem Haus, und irgendwelche Männer schlepten Möbel heraus. Ich dachte mir nichts dabei. Irgendwann wunderte ich mich, dass ich Lucy nicht mehr zu Gesicht bekam. Ich lief zu dem Haus, in dem sie wohnte, und blickte auf die Namensschilder. Ihr Name war nicht mehr da. Dann erfuhr ich von einer

Nachbarin, dass die Familie fortgezogen war. Es wurde nichts mit meinem Kuss, den ich erst nach Jahren bekommen sollte.

Auch Mäx war mit seinen Versuchen, ein Mädchen zu küssen, nicht erfolgreich. So oft er es auch bei einer versuchte. Das Einzige was er bekam, waren Schimpfwörter und ein paar Ohrfeigen, die er wie ein Held verschmerzte.

Nur drei Monate später war es, der Sommer hatte sich mit ein paar warmen Tagen bereits bekanntgemacht, und wir Jungs nutzten die Zeit, um im nahen See zu baden, obwohl das Wasser noch ziemlich kalt war.

Ich kehrte eines Tages etwas früher als sonst von der Schule nach Hause zurück. Wie immer, schloss ich die Wohnungstür auf und war schon im Begriff „Hallo, ich bin es“, zu rufen, da hörte ich meine Mutter aus irgendeinem der Zimmer laut lachen. Das war mir neu. So hatte sie in meiner Gegenwart noch nie gelacht. Ich lief auf das Zimmer zu, das zu meinem Erstaunen das Schlafzimmer war, und nicht das Wohnzimmer, wo ich sie sonst antraf. Gerade wollte ich die Türklinke herunterdrücken, da hielt ich inne. Eine andere Stimme, die ich nicht kannte, sagte ein paar Worte, die ich nicht verstand. Zu meinem Entsetzen war es eine dunkle Männerstimme, die ich noch nie gehört hatte.

Leise schlich ich vom Schlafzimmer fort. Als ich mich in mein Zimmer verzog, haute ich die Tür sehr laut zu, damit Mama wusste, dass ich zu Hause war. Leise öffnete ich sie wieder und lauschte. Auch aus dem Schlafzimmer war nichts mehr zu hören. Das war sehr merkwürdig.

Ich schmiss meine Schultasche in die Ecke, warf mich auf mein Bett und griff nach einem der Comichefte, die im Zimmer herumlagen. Doch konnte ich mich nicht auf das

Lesen konzentrieren, da ich die Geschichten ohnehin schon ein dutzendmal gelesen hatte. Nach einer Weile, ich wusste nicht, wie lange, öffnete Mama die Tür. Sie trug ihren alten, verwaschenen Bademantel. Ihr Haar war durcheinander, und ein paar Locken fielen ihr in die Stirn. Mit einer Handbewegung wischte sie die Locken beiseite und sagte: „O, Ämber, du bist schon hier? Hattet ihr früher Schluss?“

Ich blickte von meinem Comicheft hoch und tat, als ob alles in Ordnung wäre. Dann antwortete ich etwas lässig: „Ja, Mama, die letzte Stunde fiel heute aus, weil der Großemeier erkrankt ist.“ Dann sah ich sie an. Auf ihren Wangen zeichneten sich ein paar rote Flecken ab, die ich vorher noch nie bei ihr gesehen hatte. Bevor sie mir antworten konnte, tauchte plötzlich ein riesiger, kahler Schädel neben ihr auf, der zu einem Koloss von einem muskelbepackten Mann gehörte, und grinste mich an. Damit begann die schlechteste Zeit in meinem jungen Leben.

Irgendetwas funkelte plötzlich in seinem Gesicht. Beim zweiten Hinsehen erblickte ich einen Silberzahn, der das Licht reflektierte. Irgendwie sträubten sich meine Nackenhaare, wenn ich ihn noch weiter ansah. Darum wendete ich meinen Blick von ihm ab, meiner Mutter zu. Diese wiederum schaute diesen widerlichen Kerl an, als hätte sie nie etwas Schöneres gesehen. In mir kroch Angst hoch, Angst, dass ich meine Mama an diesen Typen verlieren könnte. Und schon regte sich ein Kampfgeist in mir, und die Gedanken: „Mit dem Typen nehm' ich es auf!“ schwirrten in meinem Kopf herum. Dann war der ganze Spuk vorbei, und die beiden zogen sich zurück.

Am nächsten Morgen erzählte ich Mäx davon. „Was willst du jetzt tun?“ fragte er mich. Ich zuckte mit den Schultern: „Ich weiß noch nicht. Kommt drauf an, wie der sich verhält. Danach wird der Kampf bestimmt.“ Dann schaute ich Mäx

an und sagte: „Du bist doch dabei, oder?“ Mäx schaute ein wenig irritiert, doch dann nickte er und sagte: „Na klar, Ämber. Das Ding drehen wir zusammen. Gegen uns kommt der sowieso nicht an.“ Aber das musste sich erst beweisen.

Die erste Zeit erschien Hasso, so hieß der Typ, und dabei dachte ich an einen bissigen Schäferhund, dreimal in der Woche bei uns. Und jedes Mal, wenn er kam, verschwanden Mama und er im Schlafzimmer. Ich dachte mir wohl, was sie da machen würden, aber ich wollte mich nicht damit beschäftigen. Der Gedanke war mir zu fürchterlich, dass meine Mama ein Flittchen war, die es mit diesem Kerl trieb. Doch mit der Zeit gewöhnte ich mich an diese Situation und dachte nicht weiter darüber nach. Sollten die Erwachsenen doch machen, was sie wollten. Was ging es mich an?

Eines Nachmittags, Mama war gerade einkaufen, da saß Hasso in der Küche und schlürfte einen Kaffee. Es roch jedenfalls danach. Ich trat auf den Küchenschrank zu, um mir ein Glas zu nehmen, da hörte ich seine Stimme, die mich aufforderte: „Eh, du, mach' die Tür zu, es zieht.“ Ich hatte gar nicht richtig hingehört, da ertönte seine Stimme erneut, aber es hörte sich wie ein aufbrausender Sturm an: „Eh, hast du nicht gehört? Du sollst die Tür zumachen!“ Da ich dabei war, mir Milch in das Glas zu schütten und ich mich darauf konzentrierte, kam seine Botschaft nur bruchstückweise bei mir an. Auf einmal stand er neben mir, erfasste mein linkes Ohr und drehte es herum. Ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, das Glas fiel um, und die Milch ergoss sich auf den Tisch und seine Hose, die ohnehin vor Schmutz starzte. „Aua!“ rief ich, „ du tust mir weh! Lass mich sofort los!“ Doch die Drehung am Ohr verstärkte sich. Seine Botschaft lautete: „Erst, wenn du die Tür schließt und den Dreck hier wegmachst, klar?“ Ich stöhnte laut: „Jaaa“, damit er mich endlich losließe. Als es soweit war, hielt ich mein Ohr fest, das heiß brannte und fürchterlich wehtat.

Dann eilte ich zur Küchentür, machte sie zu und ergriff ein Küchenhandtuch, um die Milch vom Tisch zu wischen.

„Ich glaube, dir muss man erst die Flötentöne beibringen. Hast wohl nie einen Vater gehabt, der dir Manieren beigebracht hat? Aber das wird sich jetzt ändern.“ Dann zeigte er auf seine Hose. Doch ich warf ihm das Handtuch zu und schrie: „Mach deine Hose alleine sauber, du blöder Kerl.“ Und schon rannte ich aus der Küche an meiner Mutter vorbei, die mich nur fragend ansah. In meinem Zimmer warf ich mich aufs Bett und heulte. Ich heulte vor Schmerzen, und ich heulte vor Wut. Eine Stinkwut erfasste mich auf diesen Scheißkerl und auch auf Mama, dass sie sich mit so einem Typen eingelassen hatte.

Kurz danach hörte ich, wie Mama und Hasso laut stritten. Später fragte sie mich, was denn los gewesen sei. Aber ich schwieg, denn ich wollte nicht noch mehr Stress durch diesen Typen haben.“

„Da begann ja eine schlimme Zeit für Sie“, wirft mein Besucher ein, als ich kurz Luft hole, um fortzufahren. „Warten Sie ab“, sage ich ihm. „Es kommt noch schlimmer.“ Dann zeige ich auf seine leere Tasse und er nickt. „Ja, ich hätte noch gerne etwas davon“, sagt er schmunzelnd und holt sein Taschentuch heraus, um sich zu schnäuzen. Als ich mit der gefüllten Tasse wiederkomme, zieht er den süßen Duft genüsslich ein. „Es ist auch zu gemütlich hier bei Ihnen“, antwortet er. Nachdem er einen Schluck von der süßen Schokolade genommen hat, fahre ich mit meiner Erzählung fort.

„Danach sann ich nur auf Rache, wie ich es diesem Kerl heimzahlen konnte. Auf der anderen Seite plagte mich die Angst, dann noch mehr seinen fürchterlichen Repressalien ausgesetzt zu sein. In der Pause besprach ich das alles mit

Mäx. Er wiegte seinen Kopf hin und her und meinte schließlich: „Da müssen wir aber vorsichtig sein. Der darf nicht merken, dass wir das waren.“ „Er wird mich sofort verdächtigen“, antwortete ich, „also ist es doch egal, ob er das merkt oder nicht.“ „Mir fällt im Augenblick nichts ein“, sagte Mäx. Wir mussten sowieso in die Klasse zurück, da die Pausenbimmel ein Ende der Pause ankündigte.

Ein paar Tage später klingelte es an der Haustür. Vor mir stand der grinsende Hasso, auf der Schulter einen prall gefüllten Seesack. „Mach' Platz, Kleiner“, rief er und schob mich zur Seite. Mama kam aus der Küche und begrüßte ihn freudig. „Der wird doch nicht, der wird doch nicht bei uns einziehen?“ durchschoss mich der nächste Gedanke. Und doch! Es war so! Dieser Mistkerl zog bei uns ein. Ich ahnte Fürchterliches, und es sollte sich bestätigen. Mäx meinte nur später: „Jetzt müssen wir uns was ausdenken, dass der Kerl wieder Leine zieht.“

Die nächsten Tage brütete ich ernsthaft über eine Möglichkeit nach, diesen Mann zu vergraulen, dass er seinen Seesack packen und verschwinden würde. Doch es fiel mir nichts Gescheites ein. Dafür wurde ich immer mehr in meiner Unabhängigkeit eingeschränkt. Es gab etwas, an dem ich meine Freiheit und Unabhängigkeit festgemacht hatte. Das war mein eigener Haustürschlüssel. Er war der Garant, zu kommen und zu gehen, wann ich wollte. Natürlich nicht spät abends. Da hatte Mama mit mir eine Zeit ausgemacht, wenn ich zu Hause zu sein hatte. Aber der Rest genügte mir schon, um mich wie ein Erwachsener zu fühlen.

Von dieser Freiheit wurde ich an einem Morgen, ich wollte gerade zur Schule gehen, beraubt. Denn wir besaßen für die Wohnung nur zwei Schlüssel. Mama stand an der Tür und sagte ganz lieb zu mir: „Du, Ämber, gibst du mir deinen

Schlüssel?" Ich erschrak. „Meinen Schlüssel?" stotterte ich. „Wieso? Wozu brauchst du den denn?" „Na, du weißt doch, wir haben nur zwei Schlüssel. Und, wenn Hasso jetzt bei uns wohnt..." „Nein", schrie ich, „nicht der! Der bekommt meinen Schlüssel niemals!" Dann riss ich die Wohnungstür auf und stürmte laut lamentierend ins Treppenhaus. Dann war ich auf der Straße und rannte den Weg zur Schule, ohne anzuhalten. Japsend und stöhnend kam ich dort an. Mäx wartete bereits auf mich und wunderte sich über meinen atemlosen Zustand. Noch vor dem Unterricht berichtete ich ihm über den schrecklichen Angriff, den Mama auf mich verübt hatte.

Als ich mittags nach Hause kam, war Mama nicht da. Dafür empfing mich dieser hässliche Typ mit einem breiten, fetten Grinsen. „Na, Kleiner?" grinste er mich an. „Haste Probleme mit deinem Schlüssel?" Dann streckte er seine Hand aus. Da wusste ich, dass ich verloren hatte. Denn, wenn ich ihm meinen Schlüssel nicht herausrücken würde, bekäme ich eine Tracht Prügel, die sich gewaschen hätte. Also resignierte ich und legte meinen Haustürschlüssel in seine riesige Pranke. „Adé, schöne Freiheit", dachte ich dabei und schlich, aufs tiefste gedemütigt, in mein Zimmer. Tagelang habe ich mit Mama nur das Notwendigste gesprochen, und Hasso habe ich überhaupt nicht beachtet. „Der wird schon drüber wegkommen", hörte ich ihn zu Mama sagen, die mich etwas verzweifelt ansah und meine Situation verstehen konnte. Aber, was sollte sie denn machen?

Wochen später ergab sich eine Gelegenheit, wieder Herr über Schlüssel und Freiheit zu werden. Ich saß im Wohnzimmer und las in einem Schmöker, den ich mir in der Klasse von Jochen, einem Mitschüler, ausgeliehen hatte. Hasso, schon sein Name widerte mich an, kam zu mir, setzte sich kurz hin und las etwas in der Zeitung. Dann zog er sein Taschentuch heraus und schnäuzte sich laut und

vernehmlich die Nase. Dann er steckte er das Taschentuch weg und erhob sich. Das alles bemerkte ich aus den Augenwinkeln heraus, da ich mich auf den Schmöker konzentrierte. Irgendwann blickte ich zur Seite. Da blinlte etwas auf dem Teppich. Ich sah genauer hin und entdeckte - meinen Haustürschlüssel! Sofort ergriff ich ihn und steckte ihn in die Tasche. Hasso war bereits gegangen. Mama hatte ihm noch etwas nachgerufen, aber er war schon draußen.

Innerlich frohlockte ich. Nun war ich wieder der Herr über diesen Schlüssel. „Aber wie lange?“ kam der Gedanke. Zögernd stand ich auf, denn ich hatte heute erst zur dritten Stunde Unterricht. „Das muss ich mir noch genau durch den Kopf gehen lassen“, sinnierte ich vor mich hin. „Am besten, ich bespreche das mit Max“.

Wir beratschlagten in der großen Pause, was mit meinem wiedergewonnenen Schatz zu machen war. „Du darfst dich auf keinen Fall verplappern“, warnte Mäx. Ich nickte und grinste leicht, um ihm zu zeigen, dass ich auch so schlau war wie er. Dann entschieden wir, dass ich ihn behalten sollte, solange es nicht auffiel.

Als ich nach Schulschluss zu Haus ankam, läutete ich zunächst, um festzustellen, dass Mama oder Hasso nicht zu Hause waren. Niemand reagierte. Dann schloss ich die Wohnungstür auf und schlich leise herein. Vorsichtig durchsuchte ich alle Zimmer. Es war niemand da. Dann goss ich mir ein Glas Milch ein. Während ich schluckweise trank, tobten meine Gedanken in meinem Kopf hin und her. Das war ein richtiges Abenteuer. „Wer wohl diesen Kampf gewinnen wird?“

Später saß ich in meinem Zimmer bei meinen Hausaufgaben, als es stürmisch klingelte. Zunächst wollte ich wie gewohnt „Mama, machst du auf?“ rufen, doch dann

schreckte ich zurück. „Wenn das Hasso war?“ Es polterte an der Tür. Dann hörte ich schon seine grobe Stimme: „Scheiße, scheint wohl keiner da zu sein.“ Dann polterten Schritte die Treppe herunter. Die Haustür knallte zu, und es war wieder still. Etwas erregt atmete ich ein und aus. Mir wurde ganz heiß. Jetzt begann also die Schlacht.

Es vergingen fast zwei Stunden, als ein Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde. Es war Mama, die von der Arbeit nach Hause kam. Sie wurde von ihrem polternden Geliebten begleitet. „Ich sage dir doch“, hörte ich ihn röhren. „Den Schlüssel habe ich heute Morgen eingesteckt.“ „Wenn du den jetzt draußen verloren hast, müssen wir bei Herrn Lehmann neue bestellen, und das kostet wieder was.“ Die beiden waren so mit sich beschäftigt, dass sie nicht merkten, dass noch jemand anwesend war. Erst als Mama in die Küche ging, fiel ihr Blick durch die halboffene Tür in mein Zimmer, und sie sah mich. „Was machst du denn hier?“ rief sie laut. Da stand auch schon der bullige Hasso hinter ihr und blickte mich etwas blöd an. Dann dämmerte es ihm. „Sag' mal, wie lange bist du denn schon hier? Und wie bist du hier 'reingekommen?“

Ich sah die beiden etwas gelangweilt an. „Nun, ich bin erst kurz hier. Herr Lehmann kam gerade vorbei und hat mich 'reingelassen.“ Herr Lehmann war unser Hausmeister, der unten wohnte. Er trug immer einen Generalschlüssel in seiner Tasche.

Mama drehte sich um, um das Essen zuzubereiten. Hasso schlurfte ins Wohnzimmer, und schon dröhnte der Fernseher. Ich fühlte in meine rechte Hosentasche, wo sich mein Schatz befand. Er fühlte sich gut an. „Abends würde ich ihn in meiner Schachtel verstecken, die in einem Geheimversteck unter meinem Bett lag.“ Ja, das war ein guter Gedanke, den ich auch abends in die Tat umsetzte.

In den nächsten Tagen suchten die beiden überall nach dem Schlüssel. Der war natürlich nicht zu finden, da er wohlbehütet in meinem Besitz war. Doch bevor Mama sich an Herrn Lehmann wandte, um neue Schlüssel zu bestellen, hielt Hasso sie davon ab. Warum, wusste ich nicht? Aber ich sollte es bald erfahren.

Wir hatten eine Stunde eher Schulschluss. Ich wollte Mäx mit nach Hause nehmen, da wir uns noch einen spannenden Videofilm ansehen wollten. Fröhlich alberten wir auf der Straße herum und rannten den Weg zu mir nach Hause zurück. Etwas außer Puste, holte ich meinen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn ins Türschloss. Dann schloss ich herum, öffnete die Tür und trat in den Flur. Mäx folgte mir lachend. „Ich freu' mich schon auf den Film“, sagte er und hängte seine Jacke an den Haken. Ich hatte meine Schultasche auf mein Bett geworfen und wollte gerade in die Küche gehen, um uns einen Tee zu machen.

Da stürmte ein brüllendes Ungeheuer aus dem Wohnzimmer heraus und schrie: „Ich hab' es gewusst! Ich hab' es gewusst!“ Es war Hasso. Sein Gesicht glänzte vor Schweißtropfen, seine Augen funkelten bösartig, und seine Stimme schwoll zu einem Orkan an. „Wisst ihr, was ich jetzt mit euch machen werde?“ brüllte er wieder und rieb sich die bulligen, starken Hände.

Mäx hatte sich hinter mich geflüchtet, und ich stand ungeschützt diesem Scheusal gegenüber. „Der bringt uns um!“ rief ich zu Mäx. Doch der zitterte am ganzen Körper und war bis ins Mark erschrocken wie ein kleines Häschchen, das vor einer Schlange kauerte. Von ihm konnte ich keine Hilfe erwarten. Bevor Hasso auf mich zuspringen und packen konnte, riss ich einen Stuhl zur Seite und stieß ihn vor seine Beine. Dann drehte ich mich um und rief zu Mäx: „Los, 'raus hier, der bringt uns um!“

Doch wir kamen nicht zur Tür. Das Ungeheuer war flinker und fasste mich an meiner Schulter. Ich duckte mich weg und schlug einen Haken in Richtung meines Zimmers. Mäx wuchs über sich hinaus. So, wie es manchmal bei Menschen in Todesangst ist, die über sich hinauswachsen. Er sah die große Bodenvase, die immer blumenlos in der Ecke stand und für einen nassen Schirm gedacht war. Diese riss er hoch und schmetterte sie auf Hassos Rücken. Für den Bruchteil einer Sekunde stoppte dieses Tier in seinem Lauf. Er hielt inne, schüttelte sich und brüllte laut auf. „Aaahhh! Ich zermalme euch! Ich brech' euch alle Knochen!" giftete es aus seinem grässlichen Mund.

Inzwischen war ich in meinem Zimmer angekommen. Hilfesuchend blickte ich nach einem Gegenstand, mit dem ich mich wehren konnte. Ich hörte Mäx um Hilfe schreien, als ich einen alten Baseballschläger erblickte, den ich nie benutzt hatte. Das war die Rettung. Jetzt wusste ich ihn zu gebrauchen. Dann riss ich ihn an mich und holte aus. Hasso war indessen vor meiner Zimmertür angekommen und wollte auf mich springen. Da schlug ich zu. Der Schlag traf sein rechtes Knie. Er brüllte auf wie ein waidwundes Tier, das seinen letzten Schuss erhalten hat. Da öffnete sich auf einmal die Haustür, und Mama, gefolgt von Herrn Lehmann, betrat die Wohnung.

„Was ist denn hier los?" rief sie entsetzt aus und stürzte in mein Zimmer. Davor lag wimmernd der schreckliche Hasso und rief nur: „Mein Knie! Mein Knie! Der hat mir das Knie kaputtgehauen. Dieser Satansbraten. Ich bring' ihn um."

Kurze Zeit später erschienen Sanitäter in unserer Wohnung, und auch die Polizei erschien, die Herr Lehmann herbeitelefoniert hatte. Die Sanitäter kümmerten sich um Hasso, und die Polizisten nahmen den Fall auf. Mäx und ich, wir schilderten den Beamten, was geschehen war. Dann